

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



New Jersey, 1995: Selin, Tochter türkischer Immigranten, jung, hinreißend und ahnungslos, zieht aus, um in Harvard Literatur zu studieren. Die College-Wohnheime sind mit Albert Einstein-Postern und Lavalampen dekoriert, das Internet ist noch jung und die nächtlichen E-Mails, die ihr Ivan, der ungarische Mathestudent, schickt, sind ebenso kühn wie unverständlich. Selin fühlt sich unendlich fremd, aber tapfer manövriert sie sich durch die ersten Stürme der Erwachsenenjahre. Sie reist mit ihrer Freundin Svetlana nach Paris, lernt Russisch und Taekwondo – und dass die Liebe flüchtig ist. Ein Roman über die magische Zeit des Erwachsenwerdens, der uns an die eigenen Wirren des Jungseins erinnert. Und das virtuose Porträt einer jungen Frau, die auszieht, um ihren Platz in der Welt zu finden – hellwach und feinsinnig erzählt.

Elif Batuman, die türkische Wurzeln hat, wurde 1977 in New York City geboren. Ihr erstes Buch »Die Besessenen. Abenteuer mit russischen Büchern und ihren Lesern« machte sie zur Kultfigur. Sie schreibt für den »New Yorker« und hat viele Preise gewonnen, u. a. den Whiting Writers' Award, den Rona Jaffe Foundation Writers' Award und den Terry Southern Prize for Humor der »Paris Review«. Sie lebt in Brooklyn und twittert unter dem Namen @BananaKarenina.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Elif Batuman

DIE IDIOTIN

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Eva Kemper

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Oktober 2018

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»The Idiot« bei Penguin Press, New York
Copyright © 2017 Elif Batuman

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Zitat aus Marcel Proust, »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«,
Band 2, »Im Schatten junger Mädchenblüte«, aus dem Französischen
von Bernd-Jürgen Fischer, Reclam, Stuttgart 2014.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-19821-4

HERBST

Was E-Mails waren, lernte ich erst am College. Ich hatte von E-Mails gehört und wusste, dass ich sie in irgendeiner Form »haben« würde. »Dann bist du total modern«, sagte die Schwester meiner Mutter, die mit einem Informatiker verheiratet war, »wenn du deine E...Mails verschickst.« Sie betonte das »E« und machte vor »Mails« eine Pause.

In diesem Sommer hörte ich das Wort E-Mail immer öfter. »Alles ändert sich so schnell«, sagte mein Vater. »Heute bin ich bei der Arbeit im World Wide Web gesurft. Gerade noch bin ich im Metropolitan Museum of Art und in der nächsten Sekunde im Anitkabir.« Das Anitkabir, Atatürks Mausoleum, steht in Ankara. Ich hatte keine Ahnung, was mein Vater meinte, aber weil er an diesem Tag so oder so nicht »in« Ankara gewesen sein konnte, hörte ich nicht richtig zu.

An meinem ersten Collegetag stand ich vor einem Klapp-tisch Schlange und bekam schließlich eine E-Mail-Adresse und ein vorläufiges Passwort. Die »Adresse« enthielt meinen Nachnamen Karadağ, nur kleingeschrieben und ohne das türkische ğ, das stumm ist. Ich hatte schon als kleines Kind gemerkt, dass ein stummes g lustig war. Wenn ich genervt erklärte: »Das g ist stumm«, sorgte es immer für große Heiterkeit. Ich begriff nicht, wie die E-Mail-Adresse eine Adresse sein konnte oder wofür sie stand. »Was sollen wir mit dem Ding machen, uns aufhängen?«, fragte ich und hielt das Ethernetkabel hoch.

»Man steckt es in die Wand«, bekam ich als Antwort.

Mit meinem äußerst bruchstückhaften Wissen hatte ich mir vorgestellt, E-Mails wären so ähnlich wie Faxe, und man bräuchte einen Drucker. Allerdings lief alles ohne Drucker. Das war eine andere Welt. Zugang bekam man über bestimmte Computer, die einfach in unserer Welt standen und genauso aussahen wie normale Computer. Immer und unverändert, in einer Konfiguration, die niemand sonst sah, warteten leuchtend die Nachrichten von all den Menschen, die man kannte, und Menschen, die man nicht kannte, alle in der gleichen Schrift, als sei es die universelle Handschrift der Gedanken oder der Welt. Einige Nachrichten waren förmlich wie Briefe verfasst, mit »Sehr geehrte« und »Mit freundlichen Grüßen«, andere im Telegrammstil, komplett kleingeschrieben und ohne Interpunktion, als würden sie direkt aus den Hirnen der Leute übertragen. Und jede Nachricht enthielt die vorherige und brachte einem die eigenen Worte zurück – all die Worte, die man losschickte, kehrten wieder. Als würden die Geschichte der Beziehungen zu anderen Menschen, die Geschichte der Berührungspunkte des eigenen Lebens mit den Leben der anderen permanent aufgezeichnet und aktualisiert und man könnte sie jederzeit überprüfen.

Man musste immer wieder Schlange stehen und sich Papierkram abholen, vor allem Merkblätter: wie man bei sexueller Belästigung reagierte, eine Essstörung meldete, Studienkredite beantragte. Man bekam ein Video über einen frischgebackenen Collegeabsolventen gezeigt, der sich das Bein brach und seinen Kredit nicht zurückzahlen konnte, was bewies, dass er sich sein Budget nicht gut eingeteilt hatte: Bei einem guten Budget bildet man Rückstellungen für Arbeitsunfälle durch Verletzungen. Die Bank war eine wahre Goldgrube, was Schlangen und Papierkram anging. Sie verteilte kostenlose Wörterbücher. »Ratatouille« und »Tasmanischer Teufel« standen nicht darin.

Auf der Treppe, die zu meinem Zimmer führte, hörte ich schiefen Gesang und das Klatschen von Kunststoffschlappen. Meine

neue Mitbewohnerin Hannah stand auf einem Stuhl, klebte einen Zettel mit der Aufschrift Hannah Parks Schreibtisch über ihren Schreibtisch und sang monoton zu Blues Traveler auf ihrem Discman mit. Als ich hereinkam, drehte sie sich um, mimte stumm Überraschung und bewegte sich hin und her, bevor sie laut zu Boden sprang und die Kopfhörer abnahm.

»Hast du schon mal an eine Karriere als Pantomimin gedacht?«, fragte ich.

»Pantomimin? Nein, meine Liebe, ich fürchte, meine Eltern haben mich nach Harvard geschickt, damit ich Chirurgin werde und nicht Pantomimin.« Sie schnäuzte sich laut. »He – ich habe von meiner Bank kein Wörterbuch bekommen!«

»Da steht nicht mal der Tasmanische Teufel drin«, sagte ich.

Sie nahm mir das Wörterbuch aus der Hand und blätterte darin. »Dafür eine Menge anderer Wörter.«

Ich schenkte es ihr. Sie stellte es auf ihr Regal neben das Wörterbuch, das sie in der Highschool als Jahrgangsbeste bekommen hatte. »Die beiden machen sich gut zusammen«, sagte sie. Ich fragte, ob der Tasmanische Teufel in ihrem anderen Wörterbuch stehe. Tat er nicht. »Ist der Tasmanische Teufel nicht eine Zeichentrickfigur?«, fragte sie mit misstrauischem Blick. Ich zeigte ihr in meinem Wörterbuch die Seite, die nicht nur den »Tasmanischen Teufel« auflistete, sondern auch den »Tasmanischen Wolf«, begleitet von einem Bild des Beutelwolfs, auf dem er ein wenig traurig über die linke Schulter sah.

Hannah stellte sich ganz dicht neben mich und blickte auf die Seite. Dann sah sie sich um und wisperte mir ins Ohr: »Die Musik läuft schon den ganzen Tag.«

»Welche Musik?«

»Psst – bleib mal ganz ruhig stehen.«

Reglos blieben wir stehen. Unter der Tür unserer anderen Mitbewohnerin Angela wehte leise romantische Streichermusik hervor.

»Das ist der Soundtrack von *Legenden der Leidenschaft*«, flüsterte Hannah. »Sie lässt ihn schon den ganzen Vormittag lang laufen, seit ich aufgestanden bin. Sie sitzt nur da drin, hat die Tür geschlossen und spielt die Kassette immer wieder von vorne ab. Ich habe geklopft und sie gebeten, die Musik leiser zu stellen, aber man kann sie immer noch hören. Ich musste meinen Discman holen, um sie zu übertönen.«

»So laut ist es gar nicht«, sagte ich.

»Aber es ist doch komisch, dass sie einfach so dasitzt.«

Am Vortag war Angela schon morgens um sieben in unserem Wohnheim-Apartment mit zwei Zimmern für drei Personen gewesen und hatte das Einzelzimmer belegt, weshalb Hannah und ich uns das Zimmer mit dem Etagenbett teilen mussten. Als ich abends ankam, tobte Hannah durchs Zimmer, rückte Möbel, nieste immer wieder und schimpfte lautstark über Angela. »Ich habe sie nicht mal gesehen!«, rief Hannah unter ihrem Schreibtisch. Als sich die beiden Teile, an denen sie gezogen hatte, plötzlich voneinander trennten, schlug sie sich den Kopf an. »AUA!«, schrie sie. Sie krabbelte unter dem Tisch hervor und deutete wütend auf Angelas Schreibtisch. »Die Bücher da? Die sind nicht echt!« Sie hob etwas hoch, das wie ein Stapel aus vier ledergebundenen Büchern aussah, eines davon mit dem Aufdruck *Die heilige Schrift* auf dem Rücken, schüttelte es vor meiner Nase und knallte es hin. Es war ein Holzkasten. »Was ist da überhaupt drin?« Sie klopfte auf die Bibel. »Ihr Testament?«

»Hannah, geh mit fremdem Eigentum bitte vorsichtig um«, sagte jemand leise. Erst jetzt bemerkte ich das kleine koreanische Pärchen, offenbar Hannahs Eltern, das auf der Bank vor dem Fenster saß.

Angela kam herein. Sie hatte ein freundliches Gesicht, war schwarz und trug eine Windjacke und einen Rucksack mit Harvard-Schriftzug. Sofort stellte Hannah sie wegen des Einzelzimmers zur Rede.

»Hmm, na ja«, sagte Angela. »Ich war eben so früh hier und hatte eine Menge Koffer.«

»Die sind mir schon aufgefallen«, sagte Hannah. Sie stieß die Tür zu Angelas Zimmer auf. Vergilbter Stoff und eine Girlande aus Stoffrosen waren vor dem einzigen winzigen Fenster drapiert, und in der Dunkelheit standen vier oder fünf Koffer, in die ein ausgewachsener Mensch gepasst hätte.

Ich schlug vor, jede von uns könne das Einzelzimmer für ein Drittel des Jahres bekommen, Angela zuerst. Angelas Mutter kam herein, sie zog einen weiteren Koffer hinter sich her. In der Tür zu Angelas Zimmer blieb sie stehen. Ihr Körper füllte die gesamte Türöffnung aus. »Es ist, wie es ist«, sagte sie.

Hannahs Vater stand auf und holte einen Fotoapparat hervor. »Die ersten Mitbewohnerinnen im College! Das ist eine wichtige Beziehung!«, meinte er. Er schoss ein paar Fotos von Hannah und mir, aber keines von Angela.

Hannah kaufte einen Kühlschrank für unser Gemeinschaftszimmer. Sie sagte, ich dürfe ihn mitbenutzen, wenn ich auch etwas für das Zimmer kaufe, etwa ein Poster. Ich fragte, was für ein Poster ihr vorschwebte.

»Ein psychedelisches«, antwortete sie.

Weil ich keine Ahnung hatte, was ein psychedelisches Poster sein sollte, zeigte sie mir ihr psychedelisches Notizbuch. Darauf folgten violette Eidechsen den Windungen einer fluoreszierenden, wie gebatikt wirkenden Spirale und verschwanden in der Mitte.

»Und wenn sie so etwas nicht haben?«, fragte ich.

»Dann ein Foto von Albert Einstein«, sagte sie so bestimmt, als läge die Alternative doch auf der Hand.

»Albert Einstein?«

»Ja, eine von diesen Schwarzweißaufnahmen. Du weißt schon: Einstein.«

Wie sich herausstellte, bot die Campusbuchhandlung eine

große Auswahl an Postern mit Albert Einstein an. Es gab Einstein vor einer Tafel, Einstein in einem Auto, Einstein, der die Zunge herausstreckte oder eine Pfeife rauchte. Ich verstand nicht ganz, warum wir ein Poster von Einstein an der Wand brauchten. Aber dafür musste ich keinen eigenen Kühlschrank kaufen.

Soweit ich sehen konnte, war das Poster, das ich aussuchte, weder besser noch schlechter als die anderen Einstein-Poster, trotzdem schien es Hannah nicht zu gefallen. »Hmm«, machte sie. »Ich glaube, da drüben würde es gut passen.« Sie deutete auf die Stelle über meinem Bücherregal.

»Aber da siehst du es doch gar nicht.«

»Das macht nichts. Da drüben ist die beste Stelle.«

Von diesem Tag an bemühte sich jeder, der in unserem Zimmer vorbeischaute – Nachbarn, die etwas leihen wollten, Computerexperten der Uni, Kandidaten für die Studentenvertretung, alle möglichen Leute, denen meine kleinen Schwärmereien ziemlich bis völlig egal hätten sein können –, mich von meiner großen Bewunderung für Albert Einstein abzubringen. Einstein habe die Atombombe erfunden, Hunde gequält, seine Kinder vernachlässigt. »Es gab viel größere Genies als Einstein«, sagte ein bulgarischer Studienanfänger, der sich meine Ausgabe von Dostojewskijs *Doppelgänger* leihen wollte. »Alfred Nobel hat Mathematiker gehasst und keinem einzigen einen Nobelpreis verliehen. Eine ganze Reihe von Leuten hätten ihn eher verdient.«

»Aha.« Ich gab ihm das Buch. »Tja, man sieht sich.«

»Danke«, sagte er und starrte das Poster finster an. »Dieser Mann schlägt seine Frau, zwingt sie, seine mathematischen Probleme zu lösen, die Drecksarbeit zu machen, und verweigert ihr die Anerkennung. Und du hängst dir ein Poster von ihm an die Wand.«

»Weißt du was, verschon mich«, sagte ich. »Mir gehört das Poster nicht mal. Die Sache ist kompliziert.«

Er hörte nicht zu. »Einstein gilt in diesem Land als Inbegriff des

Genies, während viel größere Genies kein bisschen berühmt sind. Warum ist das so? Erklär mir das mal.«

Ich seufzte. »Vielleicht, weil er wirklich der Beste ist und nicht einmal Neider ihn mit genug Dreck bewerfen können, um seine Größe zu überdecken«, sagte ich. »Nietzsche wäre der Ansicht gewesen, dass ein so großes Genie das Recht hätte, seine Frau zu schlagen.«

Damit brachte ich ihn zum Schweigen. Als er gegangen war, überlegte ich, ob ich das Poster abnehmen sollte. Ich wollte mutig sein und mich nicht von dummen Meinungen anderer Leute einschüchtern lassen. Nur was war die dumme Meinung? Einstein für großartig zu halten oder ihn schrecklich zu finden? Am Ende ließ ich das Poster hängen.

Hannah schnarchte. Jeder Gegenstand im Zimmer, der nicht aus massivem Holz bestand – die Fensterscheiben, die Latten und Federn im Bett, mein Brustkorb –, vibrierte mit. Sie zu wecken oder herumzudrehen brachte nichts. Eine Minute später fing sie wieder an. Wenn sie schlief, war ich grundsätzlich wach, und umgekehrt.

Ich überzeugte Hannah davon, dass sie unter obstruktiver Schlafapnoe litt, die ihren Gehirnzellen Sauerstoff entzog und ihre Chancen gefährdete, an einer der zehn besten medizinischen Universitäten angenommen zu werden. Sie ging zur medizinischen Beratungsstelle und kam mit Pflastern zurück, die man sich auf die Nase kleben sollte, um nicht mehr zu schnarchen. Auf der Schachtel war ein Foto von einem Mann und einer Frau, die in die Ferne blickten, beide mit dem gleichen Plastikstreifen auf der Nase, und eine leichte Brise fuhr durch das Haar der Frau.

Hannah schob ihre Nase seitlich hoch, und ich strich mit den Daumen das Pflaster glatt. Ihr Gesicht fühlte sich so klein und puppenartig an, dass ich plötzlich Zärtlichkeit für sie empfand. Dann schimpfte sie laut über irgendwas los, und das Gefühl ver-

flog wieder. Die Nasenpflaster funktionierten sogar, aber Hannah bekam von ihnen Schmerzen in den Nebenhöhlen und benutzte sie nicht.

An den langen Tagen, die sich zwischen den noch längeren Nächten dehnten, stolperte ich von Raum zu Raum und schrieb Einstufungstests. Man musste im Kellergeschoss sitzen und einen Essay darüber verfassen, ob man besser Universalgelehrter oder Spezialist werden sollte. Ein Test im quantitativen Denken stellte trübsinnige Textaufgaben – »Das Diagramm zeigt die theoretische Entwicklung der Masse in Gramm eines Masthähnchens bis zum Alter von achtzig Wochen« –, und jeden Abend hockte man bei irgendeinem großen Treffen und erfuhr, dass man jetzt ein kleiner Fisch im weiten Meer war, und man wurde angehalten, diesen Umstand als anregende Herausforderung zu sehen und nicht als einen Grund für Besorgnis. Ich versuchte, der Sache mit dem Fisch nicht zu viel Bedeutung beizumessen, aber nach einer Weile zog es mich doch runter. Es war schwer, sich seine gute Laune zu bewahren, wenn man ständig hörte, man sei ein kleiner Fisch im weiten Meer.

Meine Studienbegleiterin Carol hatte einen britischen Akzent und arbeitete im Büro für Informationstechnologie. Vor zwanzig Jahren, in den Siebzigern, hatte sie in Harvard einen Master in Altnordisch gemacht. Ich wusste, dass man jeden Monat seine Telefonrechnung beim Büro für Informationstechnologie bezahlte. Darüber hinaus war mir sein Tätigkeitsbereich ein Rätsel. Was hatte Altnordisch damit zu tun? Über ihre Arbeit sagte Carol nur: »Ich tanze eben auf vielen Hochzeiten.«

Hannah und ich fingen uns eine üble Erkältung ein. Wir kauften abwechselnd Erkältungsmedizin und kippten sie aus dem kleinen Plastikbecher hinunter wie Schnaps.

Als wir uns für Kurse entscheiden mussten, sagten alle, es sei

ungemein wichtig, in eines der engmaschig betreuten Seminare für Erstsemester zu kommen, weil es sonst vielleicht Jahre dauern würde, bis man mit älteren Dozenten arbeiten konnte. Ich bewarb mich für drei Literaturseminare und wurde zu einem Gespräch gebeten. Ich meldete mich im obersten Stock eines kalten weißen Gebäudes, wo ich zwanzig Minuten lang auf einem Ledersofa unter einem Oberlicht zitterte und mich fragte, ob ich hier überhaupt richtig war. Auf dem Sofatisch lagen einige seltsame Zeitschriften. Ich sah zum ersten Mal das *Times Literary Supplement*. Und ich verstand rein gar nichts darin.

Die Tür wurde geöffnet, und der Professor rief mich herein. Er streckte die Hand aus – eine riesige Hand an einem unglaublich dünnen, blassen Handgelenk, das durch einen übergroßen Mantel noch kleiner wirkte.

»Ich sollte Ihnen vielleicht lieber nicht die Hand schütteln«, sagte ich. »Ich bin erkältet.« Dann bekam ich einen heftigen Niesanfall. Der Professor wirkte verduzt, fing sich aber schnell wieder. »Gesundheit«, sagte er höflich. »Es tut mir leid, dass es Ihnen nicht gutgeht. Die ersten Tage am College können dem Immunsystem übel mitspielen.«

»Diese Lektion habe ich schon gelernt«, sagte ich.

»Na, genau darum geht es ja«, meinte er. »Ums Lernen! Ha, ha.«

»Ha, ha«, sagte ich.

»Also, dann kommen wir mal zur Sache. Ihrer Bewerbung nach zu urteilen scheinen Sie sehr kreativ zu sein. Ihre Übung im kreativen Schreiben hat mir gut gefallen. Ich möchte nur sichergehen, ob Ihnen klar ist, dass in diesem Seminar wissenschaftlich gearbeitet wird.«

»Natürlich«, sagte ich, nickte eifrig und versuchte herauszufinden, ob es sich bei einem der Rechtecke, die ich aus dem Augenwinkel sah, um eine Pappschachtel mit Taschentüchern handelte. Leider waren es nur Bücher. Der Professor sprach über die Unterschiede zwischen kreativem und wissenschaftlichem Schreiben.

Ich nickte immer wieder. Dabei dachte ich über die strukturellen Äquivalenzen zwischen einer Schachtel Taschentücher und einem Buch nach: In beiden Fällen wurden Lagen von weißem Papier von Karton umhüllt. Nur bestand ironischerweise so gut wie keine funktionelle Äquivalenz, besonders, wenn das Buch jemand anderem gehörte. Über solche Dinge dachte ich ständig nach, obwohl sie weder angenehm noch nützlich waren. Ich hatte keine Ahnung, worüber man nachdenken sollte.

»Glauben Sie«, fragte der Professor gerade, »dass Sie die Fähigkeit besitzen, zwei Stunden lang den gleichen Absatz, den gleichen Satz, sogar das gleiche Wort zu lesen? Oder würden Sie das vielleicht ermüdend oder langweilig finden?«

Weil ich bisher selten in die Verlegenheit gekommen war, stundenlang auf ein einziges Wort zu starren, tat ich, als müsste ich darüber nachdenken. »Nein«, sagte ich schließlich.

Der Professor nickte, runzelte nachdenklich die Stirn und kniff die Augen leicht zusammen. Mit einem flauen Gefühl wurde mir klar, dass ich weiterreden sollte. »Ich *mag* Wörter«, fügte ich hinzu. »Ich finde sie überhaupt nicht langweilig.« Dann nieste ich fünfmal.

Ich wurde nicht genommen. Es gab nur ein weiteres Bewerbungsgespräch, für Formale Aspekte des nichtfiktionalen Films. Für dieses Seminar hatte ich mich beworben, weil meine Mutter, die schon immer Schauspielerin werden wollte, seit kurzem an einem Drehbuchkurs teilnahm und jetzt eine Dokumentation über das Leben von Ausländern in Amerika, die Medizin studiert hatten, drehen wollte – über Menschen, die am Examen gescheitert und Taxifahrer oder Drogerieverkäufer geworden waren, und über Menschen wie meine Mutter, die ihr Examen bestanden hatten und an zweitklassigen Hochschulen Forschung betrieben, bei der sie von Leuten der Johns Hopkins und aus Harvard überholt wurden. Meine Mutter hatte oft den Wunsch geäußert, ich solle ihr bei dieser Dokumentation helfen.

Der Filmdozent war noch heftiger erkältet als ich. Es war zauberhaft, wie ein Geschenk. Wir trafen uns im Untergeschoss in einem Raum voll flackernder blauer Bildschirme. Ich erzählte ihm von meiner Mutter, und wir niesten beide in einem fort. Sein Seminar war das einzige für Erstsemester, in das ich hineinkam.

(...)